

Über die Macht der Sprache

ELFI NEUBAUER-THEIS



Ich bin aufgewachsen mit dem Bewusstsein eines Dialekts. Genauer gesagt, bin ich aufgewachsen im Bewusstsein der falschen Sprache. Dazu muss gesagt werden, dass meine Eltern als Vertriebene aus der Tschechoslowakei in Süddeutschland angesiedelt wurden, dort neuen Wohnraum bekamen und anfingen sich einzurichten. Nicht nur rein geographisch in einem neuen Ort, sondern auch sprachlich. Dazu muss man wissen, dass meine Eltern wie auch alle anderen, aus Böhmen und Mähren und den sogenannten Ostgebieten vertriebenen, ihren Dialekt sprachen, ihr Böhmisches, Mährisch und Schlesisch. Es war gewissermaßen ihr Erkennungszeichen. Sobald einer den Mund aufmachte, wusste jeder, woher er kam und was er für eine Geschichte mitbringt. Wobei diese Geschichte wohl eher keinen interessiert hat, weil jeder mit seiner eigenen zu tun hatte. Darum soll es auch hier nicht gehen, sondern um die Sprache.

Besonders in Süddeutschland ist eine andere Sprache verräterisch: hier gibt es Dialekte und zwar ungefähr so viele, wie es Ortschaften gibt. Man kann also selbst bei einem Einheimischen, der hereingeheiratet hat, noch hören, wo er wirklich herkommt. Dieser Lokalpatriotismus mag früher seine urigen Blüten getrieben haben, wenn die Burschen des einen Dorfes zu einer Racheaktion in den Nachbarort zogen, um dort jemanden mal eben zusammenzufalten, weil er sich getraut hat, mit einer Dorfschönen zu poussieren. In diese stark vom Sprachlichen her geprägte Welt dringen also nun andere ein, die sich so stark durch ihre Sprache differenzieren, dass es kein Wunder ist, dass die Integration eine ganze Weile in Anspruch nimmt.

Die neuen Menschen assimilieren sich mit der Zeit. Wer kann, nimmt den Dialekt sehr schnell an, andere tun sich schwerer. Interessanterweise war dies in meinem Fall mein Vater, der seinen böhmischen Dialekt beibehielt und, sobald die Verwandtschaft beim sonntäglichen Kaffee zusammensaß, die besten böhmischen Sätze formte. Dies mag ein Stück Heimat gewesen sein. Wir Kinder empfanden diese Sprache als ausgrenzend und lehnten sie ab, weil wir erfuhren, wie unsere Umgebung, in die wir hinein geboren wurden, auf diese Sprache reagierte: ausgrenzend. Selbst ein perfekt hochdeutsch Sprechender (weil aus Norddeutschland Kommender) wurde hier erbarmungslos niedergemacht, wenn er das fremde Idiom sprach: „Lern du erscht mol deitsch.“ Dialekt wurde also zur Identifikation und in welches Wechselbad der Gefühle kommt man, wenn die Schule deutlich macht, dass es noch eine andere Sprache gibt, durch die man sich ganz andere neue Gebiete erobern kann oder muss. Es ist dies eine Sprache, die nicht im Dorf gesprochen wird, oder zumindest nicht von denen, die seit Generationen hier leben. Plötzlich gewinnen besondere Wohngebiete an Bedeutung, weil dort die Menschen ihre Häuser hin bauen, die diese andere Sprache sprechen, die so glatt und so gefährlich klingt. Denn sie wird schneller gesprochen als der scheinbar behäbige Dialekt und sie wird von den Lehrern gesprochen und sie kommt uns Schülern höchst unbeholfen über die Lippen, wenn wir über Karl den Großen im Geschichtsunterricht erzählen sollen. Das Verhaspeln ist Programm und die missbilligenden Sätze des Lehrers ebenfalls. Das schafft Komplexe. Fast kriegt man den Mund nicht mehr auf und erst in der Oberstufe entwickelt sich das Bewusstsein, dass man einen Schnabel hat, mit dem man reden kann, wie er einem gewachsen ist. Und das wunderbare: Man entdeckt, dass es eine Literatur gibt in eben diesem Dialekt und zwar nicht wie die meisten denken, die damit keinen Umgang haben, nicht diese Waldwiesenheimatliteratur, sondern eine junge, aufmüpfige Mundartdichtung, die den Dialekt dort herausholen will, wo er aus noch zu klärenden Gründen hingekommen ist: in eine Schäm-Dich-Ecke, als ob er keine Berechtigung hätte, keinen Inhalt ausdrücken könnte. Beim Herumstöbern in der Dialektlandschaft findet man Regionen, die ihren Dialekt als Sprache pflegen, die ihn öffentlich gemacht haben und sich nicht dahinter verstecken, die auch nicht



diese peinliche Entschuldigung der schwäbischen (wohlgemerkt der Badener ist zweisprachig) Regierung brauchen: „Wir können alles außer Hochdeutsch.“ Die Schweiz hält mit ihrem Schwyzerdütsch nicht hinter dem Berg. Bei uns genehmigen sich die Honoratioren „ein bissl“ den Einschlag und selbst unserer ehemaligen Kanzlerin hörte man an, woher sie kommt. Aber sprechen darf man dieses Idiom nicht, das so charakteristisch zu einem gehört. Das Deppenimage haftet immer noch dran, weil die Sprache der Gebildeten das Hochdeutsche sein soll. Dabei sind es nur die Bücher, die in hochdeutsch gedruckt sind. Nicht umsonst gibt es den Begriff der Schriftsprache. Mittlerweile gehen viele Dialekte „die Bach nunner“. Eben weil die Gegenstände aus dem Gedächtnis der Menschen verschwinden, gehen auch die Begriffe mit ihnen verloren. Neue Techniken, die am Reißbrett entworfen werden, werden englisch benannt; wie auch sollte hier ein Dialektausdruck hinkommen. Das ist wohl der Lauf der Welt, dass mit den Dingen ihre Namen verschwinden und die Dialekte sich mehr und mehr angleichen. Mittlerweile sind es ja nur noch Nuancen, ob die Wirtschaft „Aadler“ heißt mit langem Vokal oder „Addler“ mit ganz kurzem Vokal – wer hört da schon hin? Da geht man ohnehin nicht mehr hin, denn das sind heute eh nur noch Kneipen, fast namenlose und wenn dann haben sie sich assimiliert und heißen Knossos oder Mykonos und Buffys. So what? Man könnte den Dialekt verdächtigen ein konservatives Element zu sein, Kastendenken zu fördern. Aber weit gefehlt, mir scheint er eher wie die alten Fachwerkhäuser zu sein: restauriert bisweilen aber auf dem Rückmarsch und nur an wenigen Orten noch lupenrein erhalten. Die Frage, im Übrigen eine biologische, ist nur noch, wie lange?